



Der letzte Abend

Der letzte Abend

Joseph Conrad sagte einmal sinngemäß, der Sturm reiße den Menschen fort von seinesgleichen. Hätte Joseph Conrad mein Leben gekannt, so hätte auch er sehen müssen, dass man dafür überhaupt keinen Sturm braucht. Die Zeit, ungeachtet der Wetterlage, bringt auch so alles auseinander. Und der Mensch hat schon immer seinen Teil dazu beigetragen, den Prozess zu beschleunigen. Besonders Menschen wie mein Vater. Während meine Finger mechanisch die Gurke über die Reibe bewegen, fällt mein Blick kurz auf Svenjas Gesicht. Ich vermeide, dass unsere Augen sich treffen. Starre auf die Reibe, die über einer weißen Tupperschüssel steht, dann auf das immer kleiner werdende Stück Gemüse. Gedanken vermeidend reibe ich weiter, immer weiter. Ich stelle mir die Bewegung als vollständig automatisiert vor, mein Körper als eine Fleisch-Blut-Maschine, die eine Aufgabe ausführt, ohne von ihrem Programm abzuweichen. Wenn das Ende der Gurke erreicht ist, reiben die Finger einfach weiter. Statt der großen grünen fallen irgendwann kleine rote Scheibchen in die Schüssel. Mein Gesichtsausdruck ist starr, ich funktioniere. Trage meinen Teil zum gemeinsamen Abendessen der Familie bei. Reibe immer weiter, bis sich ein Knochen endgültig so in der Schneide verhakt, dass es nicht mehr weitergeht. Der Anblick reißt meine Schwester endlich aus ihrer Lethargie. Sie schreit, ich reagiere nicht. Stummer Protest bis zum Äußersten.

Natürlich nicht. Ich fürchte den Schmerz mehr als das, was danach kommt. Es bleibt bei einer Vorstellung. Abgesehen davon hätte es niemand verstanden. Psychotisch hätten sie es gefunden, aber nie ein solches Wort dafür benutzt. Einfach irre. Im Sinne von geisteskrank, nicht cool. Wie wenn buddhistische Mönche sich selbst verbrennen. Vor zwei Wochen sahen wir eine Dokumentation darüber. Lass diese gelben Affen sich doch alle selbst verbrennen, und die Welt hat ein paar Probleme weniger. War jedenfalls die Meinung meines Vaters dazu, der genau weiß, was in der Welt passiert. Besser die verbrennen sich, als mit Lastwagen in Menschenmengen zu fahren. „Das waren keine Buddhisten“, wagte Svenja zu protestieren. „Was weißt du denn schon?“, war die Antwort.

Das Gurkenende ist erreicht, natürlich stoppe ich meine Bewegung. Gieße ein wenig Essig in die Schüssel und füge die vorher gehackten Zwiebeln hinzu. Der Gurkensalat ist fertig. Ich nicke Mutter stumm zu, sie holt den Braten aus dem Ofen, legt ihn auf eine Glasplatte und stellt ihn in den Ofen zurück, dann rührt sie mit den Resten aus der Backform die Soße an. Ich gieße Kartoffeln und Rosenkohl ab, fülle beides in die von Kornblumenmalereien gezierten Porzellanschüsseln. Svenja sieht mir still zu. Mutter und ich tragen die Speisen ins Esszimmer. Vater sitzt schon am Tisch, die geöffnete Bierflasche neben ihm halb leer. Sein rotes, aufgedunsenes Gesicht kommt hinter der Zeitung zum Vorschein. Schwere Atemzüge wie von einer alten Lokomotive, die mit Menschen gefüllte Viehwagen–

„Wird auch langsam Zeit“, unterbricht er meine Assoziation. „Ich habe Hunger.“

Klar, denke ich, du hast Hunger. Hast du nicht schon genug gefressen, du ekelhaftes fettes Schwein? Wieder denke ich an meine Fingerscheiben im Salat. Wie er sich grunzend darüber hermachen würde, das gierige Schwein, das seine Familie verschlingt. Darf man so über seinen Vater denken?

„Ah, Schweinebraten, lecker!“

Mutter stellt die Platte auf den Tisch ab. Er nimmt zuerst, natürlich tut er das, dann sind wir dran. Svenja nimmt nichts, sie sitzt stumm auf dem leeren Platz neben mir. Wir beginnen zu essen. Schweigend. Haben wir uns denn gar nichts zu sagen? Doch:

„Der Sturm soll echt heftig werden diesmal“, beginnt meine Mutter.

„Ach was“, winkt Vater ab.



Der letzte Abend

„Aber es gibt eine Unwetterwarnung. Morgen früh gegen vier soll hier die Hölle los sein. Sie gehen von einer Überschwemmung aus.“

„Dummes Zeug.“

Ich habe die Warnung auch gelesen. Unser Haus befindet sich mitten in der Gefahrenzone. Streng genommen liegt es sogar hinter dem Deich. Das alte Zollhaus, das billig zu haben war, als der neue Deich gebaut wurde, einige hundert Meter weiter landeinwärts von der Nordsee entfernt. Mein Großvater hatte es erworben. Der alte Deich steht noch, aber wird nicht mehr in Stand gehalten. Bisher allen Sturmfluten getrotzt. Bisher. Was den morgigen Tag angeht, bin ich nicht sicher.

Ich zwingen mich, auch etwas zu sagen. „Mama hat recht, das soll ein Jahrhundertsturm werden. Wir sollten unsere Sachen packen und die Nacht bei Harald und Emma verbringen.“

„Unfug, wir bleiben hier. Der alte Deich hält. Früher wussten die nämlich noch, wie man Deiche baut.“

Jaja, früher war alles besser, klar.

„War es wirklich, Sohn, glaub mir.“ Verdammt, ich habe es laut gedacht. Dabei wollte ich eine weitere Unterhaltung vermeiden. Bringt doch eh nichts mit ihm. Aber zu spät. Er deutet auf die Zeitung. „Aber die Zeiten ändern sich wieder. Zwölf Komma sechs Prozent. Es gibt doch noch Hoffnung für dieses Land.“ Ich kann die Scheiße nicht mehr hören. Spachtle schnell ein bisschen Nahrung in mich hinein. Svenja sieht stumm zu. Unsere Augen treffen sich. Unendliche Traurigkeit liegt darin. Ich würde gerne etwas sagen, dass sie tröstet, aber ich kann es nicht.

„Was wohl aus diesem Urwald-Affen wird“, sagt er plötzlich, „warum war er eigentlich nicht gottverdammtnochmal mit im Auto? Jedenfalls müssen wir ihn hier nicht mehr sehen.“

Mutter fällt das Besteck aus der Hand. Ihr Blick senkt sich nach unten, dann vergräbt sie die Hände im Gesicht. Vater seufzt. „Jetzt stell dich nicht wieder so an. Das Ganze ist besser so. Denk doch an die Kinder, die sie–“, Meine Faust trifft den Teller mit Kornblumenmuster und zerschmettert ihn in kleine Teile. Rosenkohl und Kartoffeln fliegen über den Tisch, Soße spritzt auf die weiße Spitzentischdecke. Bevor er etwas sagen kann, komme ich ihm zuvor. „Es reicht jetzt, ja?!“

„Wie redest du mit mir? Und Muttis schönes Geschirr, das hat schon deiner Urgroßmutter gehört.“

„Zum Teufel damit.“

„Du brichst deiner Mutter das Herz.“

Mutter bleibt stumm. Ich glaube nicht, dass da noch irgendwas zu brechen wäre. Eigentlich sollte ich Mitleid empfinden, doch ich verachte sie. Ich verachte sie alle.

„Selbst dieser Affe hat sich besser benommen, als sie ihn mitgebracht hat. Was bist du eigentlich für ein Sohn?“

Ich greife einen weiteren Teller und schmeiße ihn an die Wand. „Morgen früh macht der Sturm das sowieso alles kaputt. Und euch hoffentlich mit.“

„Raus!“

Ich atme tief durch. Den Gedanken trage ich schon seit der Beerdigung. Ja, ich sollte hier raus. In Hamburg bleiben, mich auf mein Studium konzentrieren und alle Brücken abbrechen. Hier ist nichts mehr für mich. „Ersauft doch alle!“

Ich werfe den Stuhl um und gehe zur Garderobe, nehme meine Jacke und den Autoschlüssel, dann verlasse ich das Haus. Ein letzter Blick auf Svenjas leeren Stuhl. Für mich wird sie immer dort sein. Aber ich kann sie nicht mitnehmen, ihr nicht mehr helfen. Wie ich hatte sie das Haus wutentbrannt verlassen, um zu Matthias zu fahren. Nachdem sie von Nachbarn gehört hatte, wie Vater von Haus zu Haus getingelt sei, als wäre es sein persönlicher Gang nach Canossa. Entschuldigung, ich wollte ihnen nur mitteilen, dass ich auch dagegen bin, dass meine Tochter mit diesem Nigger zusammen ist. Aber was soll man da machen, die hören ja nicht mehr.



Der letzte Abend

Sie ist nie angekommen. Ein Baum am Straßenrand beendete alles. Und keiner weiß, ob es ein Unfall oder Absicht war. Nein, es war Absicht. Seine Absicht. Er frisst unsere Familie. Von Mutter ist doch auch schon nichts mehr übrig. Ich hoffe wirklich, dass sein ach so toller guter alter Deich bricht. Die Nordsee ihn frisst und die Welt ihn los ist. Andererseits, es spielt keine Rolle mehr. Ich habe genug. Und ich werde nicht riskieren, den morgigen Sturm in diesem Haus zu verbringen. Ich bin weg und komme nicht wieder.

Joseph Conrad sagte einmal sinngemäß, der Sturm reiße den Menschen fort von seinesgleichen. Joseph Conrad hatte recht. Und ich bin dem Sturm dankbar dafür.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).